

**Gerhard
Lauter**



Chefermittler

**Der oberste
Fahnder der K
in der DDR
berichtet**

edition ost

Gerhard
Lauter



Chefermittler

Der oberste
Fahnder der K
in der DDR
berichtet

edition ost

Impressum

ISBN eBook 978-3-360-51009-9

ISBN Print 978-3-360-01826-7

© 2012 edition ost im Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung eines Motivs von
Günter Kirsche

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Neue Grünstr. 18, 10179 Berlin

Die Bücher der edition ost und des Verlags Das Neue Berlin erscheinen in der
Eulenspiegel Verlagsgruppe

www.edition-ost.de

Das Buch

Er war ein Quereinsteiger beim Ministerium des Innern der DDR und ein Shooting-Star unter den Volkspolizisten.

Lauter schreibt über die verschiedenen Stationen seines Lebens in der DDR, die immer neuen Herausforderungen und die überraschenden Wendungen, meist von anderen herbeigeführt.

Er klärte grausame Mordfälle, erzielte spektakuläre Fahndungserfolge, wirkte maßgeblich mit am Aufbau der Antiterrorereinheiten der Volkspolizei und verfasste jene Reisebestimmung, die, vorzeitig bekanntgegeben, zur Öffnung der Mauer führte.

Ein lakonischer Bericht über sein »erstes« Leben, das er als Diplomjurist begann und als Oberst der VP beendete.

Der Autor

Gerhard Lauter, geboren 1950 in Dresden, begann nach dem Jura-Studium als Leutnant bei der Volkspolizei in Leipzig. Mit 24 Jahren war er einer der Leiter der Zentralen Antiterrorereinheit der Volkspolizei, mit 33 Fahndungschef der Kriminalpolizei, mit 39 Leiter des Pass- und Meldewesens der DDR.

Keine vierzig, und der Oberst der VP arbeitete unter dem letzten Innenminister Peter- Michael Diestel.

Nachdem am 2. Oktober 1990 im MdI der DDR die Lichter ausgegangen waren, zog Lauter nach Leipzig, wo er Jura studiert hatte, und eröffnete dort eine Rechtsanwaltskanzlei.

Als er stetig seine Sehkraft verlor, musste er auch diese Tätigkeit beenden.

Gerhard Lauter

Chefermittler

Der oberste Fahnder der K in der DDR
berichtet

edition ost

29. Dezember 2009

Mir ist dunkel. Trotz aller Augenauswischerei sehe ich die gewohnten Wege in der Wohnung nur schwer. Ich stoße überall an. Es wird nicht besser. Auf meinem Nachttisch liegen nach wie vor die Bücher meines Vorabends, einer meiner absoluten Lieblinge »Der König David Bericht« von Stefan Heym. Ich erinnere mich an eine Diskussion zwischen Kurt Wallander und seiner Tochter Linda. Nachschlagen wollte ich noch einmal in der »Sowjetischen Mafia«, gewiss jedoch nicht unmittelbar vor dem Einschlafen – der Stoff hätte mich viel zu sehr aufgeregt. Mich hatte der schockierende Text auch deshalb so bewegt, weil ich einige der tatsächlich führenden Protagonisten einst persönlich kennengelernt hatte. Doch dazu später.

Zunächst packte mich Entsetzen. Grauen heißt offenbar, alles nur noch grau zu sehen. Die Titel auf den Buchrücken waren nur noch Schemen, die Textzeilen für mich in unendliche Ferne gerückt.

Lesen zu können gehörte für mich seit eh und je zu unveräußerlicher Lebensqualität, die Verinnerlichung oder Ablehnung fremder Gedanken und Phantasien.

Und ohne Lesen ist mein Broterwerb als Anwalt ganz und gar unmöglich. Als Strafverteidiger muss ich meine »Tröndle Fischer« und »Meyer-Goßner«, die grundlegenden Werkzeuge meines Handwerks, einfach lesen können. Sie sind im Übrigen für Besitzer eines Mikroskops ausgelegt. Ja, und ab und an ist auch für Juristen ein Blick in Gesetze oder Grundsatzurteile ganz nützlich. Ergo, keine erquickliche Situation. Nein, wirklich nicht.

Es war eine der schlimmen Situationen meines Lebens. Mein Weib, schön wie der Morgen, Kollegin und Freundin, konnte diesmal meine Ängste nicht verjagen und

verfrachtete mich terminlos zu einem Augenarzt, der mich nach gehöriger Wartezeit als Akutfall schließlich untersuchte. Bei einem Augenarzt war ich letztmalig zu Zeiten gewesen, als meine Tauglichkeit für polizeiliche Antiterrorereinsätze regelmäßig gecheckt wurde.

Dr. Mättig konstatierte, dass meine Augen in Ordnung seien - nur sehen konnte ich kaum. Und das Unheil nahm seinen Lauf. Einer sofortigen Einweisung in die Universitäts-Augenklinik Leipzig folgten zehn Tage intensiver Untersuchungen mit dem Resultat, dass meine Augen o. k. wären, jedoch sei der Durchsatz durch die Sehnerven vermutlich irreversibel und aus nicht zu klärenden Gründen gestört, mein Hirn empfangen nun nicht mehr genügend Informationen über meine wichtigsten Sinnesorgane.

Meine ersten Gedanken waren: Wie kannst du in den anstehenden Gerichtsverfahren bestehen, wie bringst du als Dozent den begonnenen Rechtsunterricht zu Ende? Und vor allem, was kommt danach?

Zunächst aber galt es, die Widerstände im Alltag zu überwinden: Fußgängerampeln, Schalter von Waschmaschinen und Elektroherden, Türschlösser. Für einen plötzlich Sehschwachen stecken diese leblosen Gegenstände voller Heimtücke.

Ein halbes Jahr habe ich gebraucht, und die kleinen Zusprüche vieler Freunde. Mein politischer und sehr menschlicher Freund Dr. Volker Külow forderte ganz schlicht von mir: Schreibe! Du warst dein halbes Arbeitsleben lang Polizist, Kriminalist, hast schwere Verbrechen untersucht, warst ein Pionier der Antiterrorereinheiten der Polizei der DDR, warst Ghostwriter des Polizeichefs dieses kleinen Landes, Fahndungschef der Polizei, Untersuchungschef der Kripo, hattest sehr persönlich mit dem Mauerfall und der Abschaffung der

innerdeutschen Grenzen zu tun und bist in der zweiten Hälfte deines Arbeitslebens Anwalt, Strafverteidiger. Und zudem hast du die politische »Wende« an ganz entscheidenden Stellen miterlebt. Du schreibst, lautete seine appellative Aufforderung.

Nach guter Überlegung und eitler Ziererei schreibe ich jetzt, zuerst für mich und dann vielleicht dafür, dass manch Spannendes aus »meiner« Zeit nicht verloren geht. Nicht alles hat es verdient, öffentlich mitgeteilt zu werden. Bei diesen Überlegungen focht mich an, dass mein Arbeitsleben deutlich um Verbrechen und Kriminalität kreiste, vielleicht das bizarrste und widersprüchlichste Verhältnis von Menschen zueinander. Ich Gerhard Lauter, 2010 habe dieses spannende Konfliktfeld von beiden Seiten gesehen: als Untersucher von Straftaten und Fahnder nach Tätern als auch als Verteidiger in Strafverfahren. Aber noch wurde bei mir keine Schizophrenie diagnostiziert.

Warum aber fasziniert das Genre des Verbrechens so unzählige Leser, Hörer und Zuschauer? Ich gehe davon aus, dass hier zwischenmenschliche Konflikte auf einer Skala von raffiniert bis brutal eskalieren. Spannender als in der Strafverfolgung kann es im Leben eigentlich nicht zugehen. Hauptsache, man steht auf der richtigen Seite. Die Benennung steht für sich. Aber irgendwann und irgendwo hatte alles seinen Anfang. Der ewige Streit zwischen Genetik und Pädagogik – von wem hat er das bloß? – ist absehbar nicht entschieden. Meine Generation muss mit diesem Patt leben.

Als gelebter und gelernter DDR-Bürger war mir fast alles anerzogen, die Gesellschaft determinierte das Individuum. Irgendwann stürzte die Bedeutung der Desoxyribonukleinsäure diese These, und fast alles war vererbt. Ich neige dazu, die Wahrheit irgendwo in der Mitte zu sehen. Also wird es sich lohnen, einen Blick ins

Elternhaus zu werfen. Vielleicht weiß man dann besser, wie, wer und was man geworden ist. Die eigenen Schandtaten soll dann gefälligst die nächste Generation verurteilen.

Woher ich komme

Normalerweise halte ich beim Lesen von Biografien nicht allzu viel von Familiengeschichte, interessiert mich doch der Mensch, um den es geht. Beim Überdenken der nachfolgenden Seiten wurde mir jedoch schnell klar, dass ich mich nicht aus einem Vakuum heraus erfunden habe, und ich erkannte die Selbstverständlichkeit, dass ich ohne Mutter und Vater nicht wäre. Und wenn ich selbst für einige historische Augenblicke Zeitzeuge wurde, waren es meine Eltern bereits vor mir.

Viel, viel früher.

Im Geburtsjahr meines Vaters, dem kriegsträchtigen Jahr 1914, wird der Vater meiner Mutter, Franz Müller, zur Reichswehr eingezogen. Der engagierte Schweizer Sozialdemokrat hatte sich kurz zuvor in Deutschland einbürgern lassen, weil er sich in der Eidgenossenschaft einen Sozialismus wohl nicht vorstellen konnte. Vielleicht hat er Recht gehabt.

Nach meiner Kenntnis war er in der Weimarer Republik Vorsitzender der Wehrorganisation der SPD »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« in Sachsen. Aus seiner Ehe mit der Altsozialdemokratin Helene stammt meine Mutter.

Opa Franz floh vor den Nazis 1933 ins südamerikanische Exil. Dafür sperrte man seine Frau Helene in den Kaßberg, das Gefängnis von Chemnitz. Dort lernte sie kurioserweise ihren späteren Schwiegersohn, meinen Vater, der dort mit 19 Jahren als jüngster politischer Gefangener einsaß, bei der Essenausgabe kennen. Obwohl seine ganze Familie im Osten Deutschlands lebte, kehrte Großvater Franz dorthin nicht wieder zurück. Er lebte bis zu seinem Tod am Rhein und arbeitete im Ostbüro der SPD in Bonn. In die »Zone« wollte er nicht, er hatte Angst vor den »Russen«.

Ich erinnere mich an einen einzigen Besuch bei meiner Familie in Leipzig, an eine Schachtel Westbuntstifte und Geschichten aus Südamerika, wobei mir die über Erdbeben am abenteuerlichsten erschienen. Mit Verblüffung erfuhr ich von meinem Großvater, dass man in Mexiko Tomaten auch mit Zucker isst.

Meine Familie durfte aufgrund der politischen Funktionen meines Vaters keinen Kontakt zum Vater meiner Mutter halten, und es gab auch keinen mehr. So hatte ich zwar einen gebürtigen Schweizer in der leiblichen Verwandtschaft, aber das nicht wirklich.

Das Leben meines Vaters Hans Lauter, Jahrgang 1914, ist ein eigenes Buch wert. Seine erstaunliche Biografie hat mich maßgeblich geprägt, wahrscheinlich weit mehr als ein auch ansonsten schon wichtiges Vater-Sohn-Verhältnis.

Geboren in einer tatsächlich armen Familie im Süden von Chemnitz, musste er bereits als Kind »beim Bauern« arbeiten gehen. In der Schule erhielt er eine Begabtenförderung – so etwas gab es in der Weimarer Republik –, und er war ein begeisterter Sportler, organisiert im Arbeitersport. Er stand im Fußballtor und im Winter auf Skiern. Über den Arbeitersport wurde er politisiert – und das lebenslänglich. Er schloss sich dem Kommunistischen Jugendverband an, wurde schnell Funktionär. 1933 wurde er zum ersten Mal verhaftet und verbrachte zwei Jahre im Gefängnis. 1935 nahm er an einem Kongress der Jugendkomintern in Moskau teil, von dem er als Illegaler nach Deutschland zurückkehrte, um in Sachsen eine Widerstandsgruppe aufzubauen. Bald darauf wurde er von der Gestapo festgenommen und vom sogenannten Volksgerichtshof zu Zuchthaus und anschließender Sicherungsverwahrung verurteilt. Das Zuchthaus hieß für ihn Waldheim, die

Sicherungsverwahrung Knochenarbeit in den Emslandlagern als Moorsoldat.

Ich habe Vater zweimal zu den jährlichen Treffen ehemaliger Moorsoldaten begleitet und bekam allein bei den Gedanken daran Gänsehaut.

Im Frühjahr 1945 verlegte man ihn ins Polizeigefängnis nach Dresden. Die Häftlinge wurden in der zerstörten Stadt zum Entschärfen von Blindgängern eingesetzt. Dort gelang ihm die Flucht, er konnte sich bei entfernten Verwandten verstecken und stellte sich der herannahenden Roten Armee. In Chemnitz organisierte er für die KPD den Zusammenschluss mit der SPD.

Für die Sozialdemokraten tat es die junge Genossin Gertrud Müller. Beide vereinigen sich gleich mit. Meine Eltern haben nie von einer Zwangsvereinigung gesprochen.

Recht schnell tauchte Vater in der Landesleitung der Partei in der sächsischen Hauptstadt auf. Dort, in Dresden, wurde 1947 meine Schwester Käthe und zweieinhalb Jahre später auch ich geboren.

Vater war einer der ersten Absolventen der Parteihochschule beim ZK der SED; ich habe das später nachgeahmt. Im Jahr 1950, auf dem III. Parteitag der SED, wurde Vater zum Sekretär des Zentralkomitees gewählt, verantwortlich für Fragen der Wissenschaft und Kultur. Zuletzt, am Ende der SED, übte diese Spitzenfunktion Prof. Kurt Hager aus, den ich, natürlich mit anderen, als Mitglied der Schiedskommission im Januar 1990 aus der Partei ausschließen sollte.

Irgendwann zog die Familie nach Berlin und landete in einer Villa am bekannten Majakowskiring in Pankow. Dort siede ich meine ersten Kindheitserinnerungen an.

1953 wurde Vater mit anderen führenden Funktionären aus der Partei »ausgestoßen«. So stand es jedenfalls unter

der Überschrift »Die Partei wird stärker, wenn sie ihre Reihen säubert« in der Einheit, der theoretischen Zeitschrift der SED. Vater, der viel über Widerstand und Haft berichtete, erzählte über die für ihn vielleicht schmerzlichste Lebensperiode so gut wie nichts. Der unhaltbare Vorwurf, in der Illegalität Genossen verraten zu haben, traf ihn zutiefst.

1969 war ich in den Semesterferien mit meiner Freundin in Prag. Eines meiner Ziele war der jüdische Friedhof. Ich wollte unbedingt das Grabmal von Rabbi Löw, dem sagenhaften Erbauer des Golems, sehen und hatte mir extra ein kleines Steinchen aus Leipzig mitgenommen. Uns sprach ein älterer Rabbiner an, woher wir kämen, und wir sagten, aus der DDR, aus Leipzig. Er wandte sich mit den Worten ab: »Ihr Faschisten!«

Ich brauchte eine Weile, bis ich begriff: er meinte den August 1968. Er hatte mich tief nachdenklich zurückgelassen, und ich habe diese für mich erschütternde Begegnung als Sohn eines erklärten und überzeugten Antifaschisten nie vergessen. So also fühlte es sich an, wenn man zu Unrecht beschuldigt wurde.

Die Familie zog nach Vaters Ausschluss aus der Parteiführung nach Leipzig, meine Mutter ging zu jener Zeit mit meiner jüngeren Schwester Ilse hochschwanger. Vater wurde Dozent am Franz-Mehring-Institut der Karl-Marx-Universität und arbeitete an seiner Dissertation über Fragen der internationalen Arbeiterbewegung. 1958 wurde er politisch vollständig rehabilitiert und zum Sekretär der SED-Bezirksleitung mit den gleichen Aufgaben wie in Berlin gewählt.

Ich erlebte ihn fortan fast nur in den Urlauben, ansonsten an irgendwelchen Referaten arbeitend, Dokumente studierend, immer ruhig, persönlich bescheiden, nie laut.

Er war äußerst belesen. Auf seinem Nachttisch lagen oft Schiller oder Lessing, den er ganz besonders schätzte.

1969 wurde Vater als Sekretär der SED-Bezirksleitung unter abenteuerlichen Umständen abgesetzt. Ich war zu jenem Zeitpunkt bereits selbst Parteimitglied und Student an der Karl-Marx-Universität, ich spürte das völlige Unverständnis unter den Wissenschaftlern über diesen Rauswurf. Mir war es ohnehin nie klargewesen, wie mein Vater, der sich in seiner wenigen Freizeit mit Fragen des Humanismus und der Ästhetik Familie Lauter auf dem Balkon der Wohnung in Leipzig: Ilse, die Jüngste, auf dem Arm des Vaters, links außen Schwester Käthe beschäftigte, unter dem »Roten Zar von Leipzig«, wie der allmächtige 1. Sekretär der Bezirksleitung Paul Fröhlich hinter vorgehaltener Hand genannt wurde, so lange hatte arbeiten können. Fröhlich war für mich der Ausbund eines Stalinisten. Aber er war Kandidat des Politbüros, und er vertrat die Heimatstadt Walter Ulbrichts. Ihm gefiel das kollegiale Verhältnis meines Vaters zu den Wissenschaftlern, dessen Geradlinigkeit, sein ihm weit überlegenes Wissen und die Unfähigkeit zur Lüge überhaupt nicht. Das konnte auf Dauer einfach nicht gut gehen. Ich erinnere mich an den Bericht der Leipziger Volkszeitung über die entsprechende Tagung der SED-Bezirksleitung. Dort hieß es im Kleingedruckten: »Das Bauwesen im Bezirk Leipzig hat den Monatsplan für Oktober nicht erfüllt. Genosse Hans Lauter wurde als Sekretär der Bezirksleitung abberufen.«

Dafür konnte Vater nun wahrlich nichts.

Für ihn folgte ein möbliertes Zimmer im damaligen Karl-Marx-Stadt, bis er für sich, seine Frau und meine jüngere Schwester eine Wohnung »erhielt« und an der dortigen Technischen Hochschule neu startete – mit fast 60 Jahren promovierte er über Fragen der Ästhetik in der

Datenverarbeitung. Später wurde er zum Professor an der TH berufen. Er blieb sich politisch treu und engagierte sich nach der »Wiedervereinigung« in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten. 2008 wurde er gemeinsam mit Esther Bejarano zum Ehrenvorsitzenden der VVN/BdA gewählt.

Seit einigen Jahren lebt mein Vater bei meiner Schwester Ilse in Leipzig, war bis vor kurzem noch mit Vorträgen, insbesondere vor Schülern, ziemlich ausgelastet und ist nach wie vor an den aktuellen Entwicklungen rege interessiert. Ich habe ungeheuren Respekt vor seinem Leben und seiner Lebensleistung. Vielleicht ist diese Kurzbiografie auch ein Schlüssel zum Verständnis dafür, welche wundersamen Wendungen mein Leben bislang genommen hat.

Statt Chemie in Baku Paragrafen in Leipzig

Für alles, was bis hierher stattgefunden hat, kann ich recht wenig. Ich wurde im Friedrichstädter Krankenhaus in Dresden geboren, geriet als Kleinkind nach Berlin, vierjährig nach Leipzig, das ich als meine Heimatstadt betrachte. Irgendwie kam unmerklich die Zeit, auch selbst zu beginnen, Verantwortung für sein Leben, für sich selbst und langsam für andere zu übernehmen. Das Elternhaus war, wie zu vermuten war, stark politisch geprägt, aber auch kulturell. Mutter als Familienherrscherin führte uns Kinder schon früh zu klassischer Musik, literarisch zu Feuchtwanger, Tralow, später zu den Manns. Wir Kinder übten ein wenig auf dem Klavier bei einer älteren Lehrerin, Fräulein Martha Krause, gleich im Nebenhaus, und ich höre sie noch heute: »Gerhard! Gis, nicht Fis!« und spüre ihre geschmeidigen Finger auf meinen widerwilligen Händen.

Stets hatten wir drei Geschwister das monströse Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig vor Augen – wir wuchsen in seiner unmittelbaren Nähe auf. Dieses unheimliche Bauwerk überschattete im wahrsten Sinne des Wortes meine Kindheit.

Die ersten acht Jahre an unserer Grundschule, später an der Polytechnischen Oberschule, fielen uns nicht sonderlich schwer. Schwester Käthe arbeitete überschüssige Intelligenz und körperliche Kraft in ersten Pionierfunktionen und in verschiedenen Sportarten ab. Ich war eher introvertiert, verträumt, körperlich stets einer der Kleinsten der Klasse, ängstlich, und ich verlor mich zu gern

in Tagträume. Kein Stück Papier war vor mir sicher, das ich nicht bemalt hätte: Ich ließ meiner Fantasie freien Lauf.

»Gerhard neigt zum Fabulieren«, schrieben meine Klassenlehrer wiederholt in die jährlich auf den Zeugnissen zu erteilenden Beurteilungen. Mit Hineinwachsen in die Pubertät begann nun endlich auch das ersehnte Wachstum, ich wurde fast sportlich und meldete mich im Hockeyverein auf dem benachbarten Sportplatz an. Da ich auf dem Feld zu langsam war, stellte man mich ins Tor, und ich stand auch einige Jahre dort bei »Einheit Zentrum« immerhin unter der Aufsicht des DDR-Nationaltorwarts. Das Leben war also nahezu perfekt. Zu Hause Bücher ohne Ende, ein eigenes Zimmer, Training und Spiele im Sport, Teilnahme an Chemie- und Russischolympiaden im Bezirksmaßstab. Na ja, das mit dem Klavier war wohl nicht so perfekt.

Mit dem Fahrrad waren Badeteiche zu erreichen, und im Sommer fanden die Familienurlaube zumeist an der Ostsee statt, im Winter im Erzgebirge. Gewiss war ich manchmal ein wenig neidisch, wenn Schulfreunde »echte« Jeans trugen oder die seinerzeit so beliebten Nylonkutteln, in der DDR »NATO-Planen« genannt. Nicht einmal West-Fernsehen gab es in meinem Elternhaus, aber das habe ich nicht als wirkliches Defizit meiner Kindheit empfunden.

Vielleicht ist es tatsächlich wahr, dass es aller sieben Jahre im Leben eines Menschen eine Zäsur gibt. Etwa mit sieben Jahren kommt man in die Schule, mit 14 ist man pubertär und muss sich für weiteres entscheiden, und sieben Jahre später ist man erwachsen, vielleicht. 1964 war für mich das Jahr der Jugendweihe und Bewerbung zu einer Schulbildung mit dem Abiturabschluss. Damals stellten sich die Bildungsweichen in der DDR in etwa so: Gehörte man zu den vier, fünf Leistungsbesten seiner Klasse 8, hatte man eine sehr gute Chance, auf die Erweiterte Oberschule delegiert zu werden, um dort mit dem Abschluss der 12.

Klasse das Abitur als Voraussetzung für ein Universitäts- oder Hochschulstudium zu erwerben. Die Verbliebenen schlossen die Schule mit der 10. Klasse ab. Das galt als Voraussetzung für ein Fachschulstudium oder eine qualifizierte Facharbeiterausbildung. Es gab auch noch den kurzen Umweg über eine dreijährige Berufsausbildung nach der 10. Klasse, um zum völlig gleichberechtigten Abitur zu kommen.

Es gab ferner Abendschulen und Volkshochschulen; also verdammt viele Bildungsmöglichkeiten. Meine Situation war ziemlich deutlich: ich hatte die gute Chance, direkt zum Abitur zu marschieren. Doch die Bei einer Chemie-Olympiade mit Schulfreund Thomas Neumann (l.), der Nuklearmediziner wurde Bildungsexperimente der DDR hatten gerade für meine Generation eine Besonderheit eingeführt. Jeder Schüler, der in der 12. Klasse sein Abitur ablegen wollte, musste zwischen 1962 bis 1970 in seinen vier Jahren an der EOS auch einen Facharbeiterberuf erlernen. Nun war Familienrat gefragt.

Zunächst gab einen A-Zweig auf den Erweiterten Oberschulen, zumeist mit Polnisch- oder Tschechischunterricht gewürzt, einen naturwissenschaftlichen B-Zweig und einen altsprachlich orientierten C-Zweig mit Latein und Altgriechisch. Meine Schwester Käthe besuchte bereits seit zwei Jahren die Humboldt-EOS, heute Gymnasium mit gleichem Namen, in einem B-Zweig, lernte Chemielaborantin und hatte Lateinunterricht. Ich wusste so einiges über Humboldt-EOS, bewarb mich dort im B-Zweig mit der Berufsausbildung als Maurer und hatte gleichfalls mein kleines Latinum.

Nicht unerwartet wurde ich angenommen, und es begannen meine dritten sieben Jahre. Also: Maurer mit Latein und Abitur und noch keinem klaren Berufswunsch.